

Auszug aus:
Dante Andrea Franzetti „Passion. Journal für Liliane“
© Haymon Verlag, Innsbruck-Wien 2006
ISBN 978-3-85218-493-7, 114 Seiten

Den Ehering abstreifen, ihn an einen Schlüsselbund hängen, den Schlüsselbund in die Zigarrenschachtel legen. Freiheit! Mutig geht Nermal auf und ab. Doch schon sieht er nach: Ist der Ring noch da? An seinem Finger fehlt etwas. Ist das Gewöhnung? Beziehungsfalle: Er hat dieses Wort schon gehört. Falle möchte noch angehen: Nermal hat nichts dagegen, eine Maus zu sein – aber Beziehungen? Wer zieht hier wen? Relation, relazione: wieder binden, zurückbinden, vielleicht auch: zusammentragen. Das war das richtige Wort. Zu Deutsch: Bindung, Verhältnis (was man halten kann). Die Newspeak war die Sprache der falschen Freiheiten: die Liebe als Beziehung, der Geliebte als Partner, wie im Geschäft; die Beziehungsfälle, Beziehungsmuster, Beziehungsstrukturen. Wörter, wie sie im Stahlurm verwendet wurden. War er unehrlich zu sich, wenn er dachte: Es geht nur um Teilnahme? Um Empathie? Warum hatte Nermal Lilianes Empathie nicht genügt, als er sie noch zu spüren meinte? Wollte er mehr? Besaß er den Hochmut, erkannt werden zu wollen? Die deutsche Sucht nach den letzten Dingen.

Dieses seltsame Gefühl, dass sich der Finger nackt anfühlt ohne Ring. Er erträgt Spannungen nicht, muss sie sogleich zur Explosion bringen. Er erträgt auch den nackten Finger nicht, er fühlt sich dadurch entblößt. Er erträgt die Vorstellung nicht, nicht mehr geliebt zu werden. Das auszuhalten, so hatte ihm ein Bekannter erklärt, bedeute erwachsen zu sein. Einsichten! Nichts hatte ihn mehr getroffen als Lilianes Vorwurf, er sei feige. Er zeige der Welt sein mangelndes Einverständnis zu wenig. Es war möglich, doch die, die es taten, hatten meist eine kleinere Welt um sich, deren Einverständnis in der Ablehnung der größeren Welt bestand. Nermal lehnte auch ein solches Einverständnis der Gruppe ab. Er pflegte Freundschaften nur mit monadenhaften Geschöpfen, die nicht urteilten oder Einsichten forderten.

Er denkt sich das alles in der Vergangenheitsform. Nermal erkennt nur noch mit zunehmender Unschärfe, wer er ist. Er hat Dinge getan, die er dieser Person nicht zugetraut hätte. Der nackte Ringfinger stört ihn, behindert seinen Gedankengang wie eine surrende Fliege. Nermal hält von Freiheit als Ungebundenheit nichts. Eine solche Freiheit fällt aus der Welt heraus und Nermal will nicht aus der Welt herausfallen, solange er, sie beobachtend, Rechnungen mit ihr offen hat. Eine Lösung wäre vielleicht, sich den nackten Finger abzuhacken. Doch dann würde Nermal sowohl den Finger als auch den Ring vermissen. Er muss sich jetzt endlich hinsetzen und seine Gedanken ordnen. Das geht mit entblößtem Finger nicht. Nermal kehrt in die Küche zurück und öffnet die Schachtel. Er nimmt den Ehering vom Schlüsselbund und steckt ihn sich an den Finger zurück.

Eine gewisse Verführung sind in seiner Lage Lektüren: Frisch, der Schweizer, zum Beispiel. Nermal lebt selbst monateweise in diesem Land, er wuchs darin auf. Die Leute, die Frisch beschreibt, kennt Nermal nicht, er kann sich nicht über sie empören. Nermal sucht andererseits auch nicht ihre Anerkennung. Bei einem Abendessen in Zürichs Kronenhalle läge zwischen ihm und diesen Leuten ein merklich größerer Abstand als der zwischen den Stühlen und Tischen. Gewiss wären einige darunter Schurken, wenn auch gesetzestreue. Das braucht er bei Frisch nicht nachzulesen. Ein paar Tricks aus der Klamottenkiste – einer spielt den Blinden, einer gibt sich für einen anderen aus –, Frauenkenntnisse, eher äußerliche, und eine permanente Scham über alles und jedes, vor allem den eigenen Reichtum. Weshalb man von Frisch nicht lernen kann, wie man reich wird, aber wie man auf anständige Weise darunter leidet. Und doch geht von dieser Literatur eine Wirkung aus, eine Faszination, wie Nermal

zugeben muss. Ein Mensch schildert sich selbst in der Möglichkeitsform und zuletzt – in dieser seltsamen Erzählung «Montauk» – beinahe unverhüllt: So wie er sich selbst sieht. So wie er sieht, dass andere ihn sehen.

Die Anmaßung, sich und andere dem Leser in der Intimität zu präsentieren, zog Nermal an. Auch die damit einhergehende Macht des Schriftstellers. Es war offensichtlich, dass man sich vor einem solchen Menschen fürchten musste. Zum besseren Verständnis von Nermals gewundener Liebe trug er hingegen nichts bei, obwohl diese Literatur eine solche Erwartung nahelegte. Insofern war es Nermal wie die übrigen Male ergangen, wenn er ein Buch von Frisch zur Hand genommen hatte. Er blieb fasziniert und ratlos zurück.

Resto nella mia tana.

Ich bleibe in meinem Schlupfwinkel.

Liliane hatte ihn zweimal verstoßen, und zum zweiten Mal in seinem Leben erfuhr er jetzt, genauso brennend wie damals, den Schmerz des Abgewiesenen. Daran glaubte er zu erkennen, dass Liliane die Frau seines Lebens war, denn dieser Bogen von einem Schmerz zum anderen, über ein Vierteljahrhundert hinweg, verklammerte Nermals Existenz wie der Rahmen einer Erzählung. In dieser Deutung ergab seine Existenz eine gewisse Geometrie, ja, eine gewisse Schönheit – also auch einen gewissen Sinn.

Suchen Sie bitte ein Drittes, das zu Ihnen und Ihrem Mann passt. Darauf hatte Liliane geantwortet: der Tod.

Auf der Fahrt von C. nach Zürich zurück, nach einem Wochenende bei der Familie. Das erstaunte, enttäuschte, beinahe entsetzte Gesicht des Kleinsten, dass sein Vater einfach in einem Zug, der davonfährt, verschwindet. Und dann – erzählt Liliane – sucht der Kleine ihn zu Hause im Schlafzimmer, im Bett liegend, wie er ihn oft gesehen hat. Und um es zu sagen, legt er die Handflächen aufeinander und hält sie ans Ohr: – Dormire! Ein Wochenende in C., nach langer Zeit: Liliane und Nermal sind übereingekommen, dass dieses Wochenende keine Katastrophe gewesen sei, trotz Nermals Gehässigkeiten; trotz Ankunft der Ambulanz um zwei Uhr morgens, weil Nermal überzeugt davon war, es ereile ihn ein Infarkt. Der Arzt klopft ihn ab, hört Lunge und Herz, Nermal muss aufstehen und die Arme ausstrecken, auf einem Bein stehen. Seine Pupillen werden angeleuchtet. Liliane sitzt auf der Armlehne des Diwans, bleich, mit aufgedunsenem Gesicht. Der Arzt fragt: – Was nehmen Sie? Nermal beginnt mit der Liste.

– Und wann haben Sie dieses Medikament zuletzt genommen? Der Arzt, mürrisch und fachkundig, scheidet das Unwichtige vom Wichtigen: zu lange her für eine Reaktion. Nur ein Panikanfall. Liliane erträgt es: Mit Nermal ist in letzter Zeit immer etwas, wenn er hier ankommt. Ein Blatt muss er unterschreiben; die Pfleger verlassen die Wohnung, Liliane bringt ihm eine Decke. Der Arzt rät noch: – Nehmen Sie zur Beruhigung ein Xanax. Wenn es morgen nicht nachlässt, melden Sie sich im Ospedale, aber da weiß Nermal schon: Morgen werde ich ausgeschlafen sein. Es war die Aufregung, bei der Familie zu sein, bei Liliane: die Panik, sie könnte ihn nicht mehr bei sich aufnehmen, als Vater und als Mann. Die Vorwegnahme der Panik, die eintreten wird, wenn er sich eingestehen muss: Liliane liebt mich nicht mehr.

Möglicherweise waren sie beide, Nermal und Liliane, unverstanden Liebende. Möglicherweise lagen sie an verschiedenen Unfallstellen und verbluteten, wobei Liliane gesagt hätte, sie sei bereits verblutet, während Nermal es so empfand, dass er eben erst zu bluten begonnen hatte. Er fürchtete sich vor diesem Gedanken – doch eigentlich versuchte Nermal, einen Dialog mit einer Toten zu führen. Nun wartete er darauf, dass er ebenfalls starb, um ängstlich und

neugierig zu beobachten, ob die Menschen tatsächlich auferstehen.

Er las einen Artikel über Friederike Mayröcker und ihr Leben nach dem Tod von Ernst Jandl. «Die Ordnung der Literatur mildert den Schmerz; die Ordnung des Alltags bleibt jedoch so provisorisch wie ihr gelegentlicher Weg ins Café Mozart.» Ihr war nicht ein Teil ihrer selbst abhanden gekommen, ihr war ihr Selbst abhanden gekommen durch den Tod des Geliebten. Frisch, mit seinem technischen Blick auf die Welt, mit seinem Reden von Beziehungen, hätte es auf die Gewohnheit geschoben. Es gebe keinen Menschen, ohne den man nicht leben könne. Ein unbedachter Satz, selbst wenn mit leben existieren gemeint wäre. Friederike Mayröcker existierte – so wie auch Nerval trübe Tage und Wochen kannte, an denen er existierte. Nerval konnte den Schmerz der Frau nachempfinden, da er ihn selbst andauernd empfand, als wäre Liliane gestorben. Ernst Jandl und Friederike Mayröcker hatten keine Beziehung gehabt, sondern sie hatten einander geliebt – aufgehoben in der Gemeinsamkeit, gleichzeitig jeder für sich: «In der Küche stehn wir beide / rühren in dem leeren Topf / schauen aus dem Fenster beide / haben ein Gedicht im Kopf.» Es war nicht schlimm, dass Liliane als ein Drittes zwischen ihnen beiden den Tod gewählt hatte. Der Tod machte die Liebe offenbar, genauso wie das Leben.

Frisch, so fand Nerval, war kein Liebender gewesen. Deshalb klangen seine Sätze über die Liebe immer falsch: nach Ausrede oder Selbstüberredung. Seine Scham und sein Bedürfnis nach Rechtfertigung rührten vom Wissen, es sich zu einfach gemacht zu haben. Daher auch sein Wunsch nach öffentlicher Beichte. Ingeborg Bachmann: «Allerdings hat Malina nie ein so konvulsivisches Leben geführt wie ich, nie hat er seine Zeit verschwendet mit Nichtigkeiten, herumtelefoniert, etwas auf sich zukommen lassen, nie ist er in etwas hineingeraten.» Die Liebe war eine solche Nichtigkeit, sie kam auf einen zu, man geriet in sie hinein, war ihr gegenüber ohnmächtig und machtlos, weil sie die Wirklichkeiten verrückte. Frisch wollte Macht über die Wirklichkeit behalten, sie zu einem Stoff formen. Bei Bachmann las Nerval über den mysteriösen Malina weiter: «Meine Gegenwart irritiert ihn nie: weil er sie wahrnimmt, wenn es ihm gefällt; nicht wahrnimmt, wenn nichts zu sagen ist.»

Nerval ahnte bisweilen, dass sich – wie ihm Bekannte einredeten – «eine Tür öffnen würde». So trottete er, betäubt von seinen Albträumen, in Zürich den Russenweg hinunter zur Haltestelle Burgwies, wo ein Italiener und eine Spanierin eine Café-Bar eröffnet hatten, die er für sich Caffè Virgilio nannte. Er wusste, dass er sich selbst würde öffnen müssen, seine Seele öffnen. Er sah sich mit einem Büchsenöffner an sich herumwerken, einstechen, aufschneiden, und heraus flatterte seine Seele. Frauen näherten sich manchmal und streichelten mit ihren Blicken sein zerzaustes Haar. In der Café-Bar hatte er mit der Spanierin gesprochen, die ihm von ihrem Leben erzählt hatte: von ihrem ersten Mann, der getrunken, der sie geschlagen, der nur in Anwesenheit der Polizei die Wohnung geräumt hatte, der seither verschollen war, sich kein einziges Mal gemeldet, Frau und Kinder aus seinem Leben gestrichen hatte. Sie fand Obdach bei einer Freundin, Arbeit als Putzfrau, schleppte die Kinder durch mit wenig Geld, sie wusste selbst nicht wie. Nerval hörte ihr zu, ohne zu verstehen, ob er sich eher dem Mann oder der Frau zugehörig fühlen sollte. Die Frau blickte ihn melancholisch an, zuckte die Schultern: – So ist es.

Nerval musste sie verständnisvoll angesehen haben, er musste verständnisvoll gewirkt haben, da sie sich ihm auf diese Weise anvertraut hatte.